

# Itacurussá

Tagebuch  
einer  
Wandlung

**Edeltraud  
Danesch**

Roman



**ORANGE  
CURSOR**  
.....

# **Itacurussá**

Roman

**Edeltraud Danesch**

Verlag Orange Cursor

Erstausgabe im November 2013  
als Orange Cursor-E-Book  
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2013  
by Orange Cursor  
A-9020 Klagenfurt  
Schlossweg 6  
[www.orangecursor.com](http://www.orangecursor.com)

978-3-902963-03-1

## **I Die roten Felsen von Itacurussá**

Wir mussten die Hütte abreißen, das Dach war eingebrochen. Seit Jahren war sie unbewohnt gewesen, es lebt kein Fischer mehr bei Itacurussá. Zwei Tage lang säuberten wir den Platz bis unter die Felsen. Nur die junge Palme und ein paar rotblühende Hibiskusbüsche ließen wir stehen. Die wilden Bromelien auf den Felsen blühen jetzt, José meint, ich könnte hier Süßkartoffeln und Bananenstauden pflanzen.

Die Wände der neuen Hütte stehen bereits. Es wird wieder eine Fischerhütte werden, mit Fenstern ohne Glasscheibe und mit einer Tür. Meine Hütte. In zwei Wochen könnte sie nun fertig sein. Dann wird José in sein Dorf zurückkehren.

Ob er mich wiedererkannt hat?

Es sind Jahre vergangen, seit wir, du und ich, Itacurussá entdeckten, die roten Felsen am Rande der Insel. Wir saßen hier auf den zernagten Klippen und sahen zu, wie sie sich unter der anbrandenden Flut grün färbten. Damals ahnte ich nicht, dass ich zu ihnen zurückkehren würde, Jahre danach.

Er hat mich offensichtlich nicht wiedererkannt. Ich bin ein anderer geworden seither. Er begrüßte mich, wie man einen Fremden begrüßt. Gleichmütig. Als ich ihn fragte, ob er mir helfen wolle, nickte er. Sim Senhor, eine Fischerhütte bei Itacurussá. Und er fragte nicht, wie lange ich bleiben würde. Keiner hat danach gefragt. Ich wüsste auch keine Antwort darauf.

Zuletzt schrieb ich unsere Abmachungen auf ein Blatt Papier und las sie ihm vor. Er nickte und drückte seinen Daumen erst auf das Stempelkissen, dann unter das Geschriebene. Ohne eine Miene zu verziehen. Ich fühlte mich unbehaglich dabei. Aber ich möchte meine Freiheit nicht durch letzte Unvorsichtigkeiten gefährden.

Nun sitze ich auf den roten Felsen wie damals. Ich schaue hinaus auf das Meer, hinunter auf den glitzernden, mehlfeinen Sand des Strandes, der einen weiten Bogen beschreibt. Und ich schreibe. Ungelenk, mit Blasen und Schwielen an den Händen. Ich habe noch nie gerodet und noch niemals eine Fischerhütte gebaut.

Währenddessen bereitet José Fische zu, die er in der Lagune gefangen hat. Er sah mich mit dem Heft in der Hand weggehen, ohne Verwunderung zu zeigen.

Hier werde ich oft sitzen und schreibend Gespräche führen mit mir selbst. Mit meinem Gegenüber in mir. In voller Aufrichtigkeit, ohne Beschönigung, ohne Illusion. Ich weiß, ich werde die stillen Gespräche brauchen. Die Gespräche in meiner eigenen Sprache. Ich will zu Ende denken bis an die Grenze des Denkbaren, bis dahin, wo die Bilder aufsteigen. Und ich werde Antworten auf meine Fragen bekommen.

José ruft. Ich rieche den Duft der gebratenen Fische. Wie hungrig ich bin.

Heute ist die Hütte fertig geworden. Am Spätnachmittag trugen wir Josés Geräte zum Boot. Gute Tage, Senhor. Danke, José. Es war Wind aufgekommen. Das Boot tanzte auf und ab. Ich sah ihm nach. Nun ist es so weit, dachte ich, von nun an bin ich allein.

Ich ging über den harten Sand zur Hütte zurück. Links von mir brandete das Meer in langen Wellen an. Der Wind fuhr mir ins Gesicht.

Hier gischtet das Meer an den roten Felsen hoch.

Ich habe mein Ziel erreicht: eine Fischerhütte bei Itacurussá. Ein neuer Beginn.

Ich fühle mich leer. Vielleicht bin ich nur müde.

Sind Wochen vergangen? Oder nur Tage? Ich weiß es nicht.

Als ich heute hinaufstieg zu meinem Platz über der Brandung, mit Bleistift und Heft, erkannte ich, dass ich oft hinaufgestiegen bin über die scharfkantigen und über die bröckelnden Felsen, denn meine Füße kennen sie. Als ich mich gesetzt hatte, das Meer vor mir, das weite, bewegte, atmende, glänzende, tauchten Bilder in meiner Erinnerung auf: Sturm riss Gischt von den Wogen, sie flog mir ins Gesicht und das Haar wurde klebrig und feucht; unter mir, zwischen den Felsen, fingerte Meerwasser in Höhlen und Spalten hinein, weißschaumig und eilig, zog sich wieder zurück, kam und wich, stundenlang; und ich schaute und fühlte, wie Treibgut fühlt, Plankton, Sandpartikel, wenn sie in ausgewaschenen Spalten getragen werden und sie wieder verlassen..

Daran erinnerte ich mich jetzt. Die Zeit trug mich fort wie das Meer oder ein breiter Strom. Ich trieb steuerlos auf den Wellen durch einen Tunnel aus Dämmerung, aus Schwärze und Tag.

Auch in Nächten war ich hier oben gewesen, wenn das Meer lauter ist als am Tag, und die Sterne wanderten. Die äußersten verschwanden und andere rückten nach aus dem Meer, und ich sah, wie sie vor Nässe troffen, wie sich ihr Glanz sammelte und sie zu leuchten begannen.

Ich entsann mich, ein Wort mit einem Finger in den Sand geschrieben zu haben, immer wieder dasselbe Wort, in großen Buchstaben. Nachts löschte der Wind das Wort oder die Flut nahm es mit. Aber ich kenne das Wort nicht mehr.

Ich habe viel geschlafen. Im Schatten, bis das Sonnenlicht nachgerückt war und Hitze und Helligkeit mich weckten. Einmal erreichte mich der starke Geruch gärender Bananen. Ich vergrub sie.

Ich lag viele Stunden unter dem Sternenhimmel mit offenen Augen. Er saugte mich an, ich tauchte in ihn hinein. Immer wieder. Wie oft? Nächte mit einem leuchtenden, funkelnden Sternenhimmel und dem langsamen Wandern der Bilder. Vielleicht verschlief ich die Tage und durchwachte die Nächte, ein Punkt zwischen Sternen, ein körperloses Ich.

Der wechselnde Himmel, das Meer, die Felsen, die Hütte, Tag und Nacht waren Kulissen, an denen ich vorübertrieb. Ohne Willen. Wie ein Ding. Wie eine Auswirkung.

Manchmal erwachte ich, aber ich ging nicht an Land.

Einmal hörte ich meinen Namen rufen. José stand vor mir. Er hatte mir meine Wochenration zur Hütte gebracht. Er brät draußen am Strand einen Fisch und wir aßen gemeinsam. Wir sprachen kaum. Dann verließ er mich und ich schlief wieder ein. Seither ging ich hin und wieder den Strand entlang zu den beiden Felsblöcken. Dorthin bringt José jeden Montag Süßkartoffeln, Bananen, Lebensmittel für mich. So ist es abgemacht. Vorläufig. Manchmal lag das Paket im Schutz der Felsen, dann war Montag gewesen. Mitunter war der Strand wie ein helles Tuch vor meinen Augen ausgebreitet. Nachts lag er matt im Glanz der Sterne, und das Meer war ein Streifen leuchtender Bewegung. Ein paarmal wanderte ich diesen Weg, aber ich entsinne mich keiner weiteren Einzelheiten.

Heute erwachte ich, als noch einzelne Sterne am Himmel standen. Ich fühlte mich frisch. Alles war klar. Anders als bisher. Um mich war Wirklichkeit, Gegenwart; mein Lager, die Wände meiner Hütte, das offene Fenster, der Ausschnitt des hellen Himmels mit blassen Sternen. Ich stand auf und dehnte mich. Ich fühlte meinen Körper, die gestreckten Arme, das Prickeln in den Fingerspitzen, wie sich meine Lungen mit Luft füllten, die straffen Beine, die Fußsohlen auf den glatten, kühlen Boden.

Ich lief hinaus und war mir bewusst, dass ich lange nicht gelaufen war. Ich tauchte ins Meer und ich spürte, wie Freude in mir aufstieg. Ich freute mich! Ein Glücksgefühl überschwemmte mich. Während ich mit kräftigen Stößen schwamm - wann war ich das letzte Mal geschwommen? - und den Widerstand des Meerwassers fühlte, begriff ich, dass ich von irgendwoher zurückgekehrt, dass ich entronnen war.

Ich wusch mich mit dem Süßwasser der Quelle, lief mich trocken und warm. Bilder, Gedanken kamen und gingen, und ich beschloss, Heft und Bleistift zu holen.

Als die Sonne aufging, saß ich schon hier oben auf den roten Klippen, das Heft auf den Knien. Waren Wochen oder Tage vergangen? Es ist ohne Belang. Sonst wüsste ich es. Ich bin wieder aufgetaucht, der Ungewissheit entronnen. Gekräftigt. Bewusst. Neugeboren!

Ich nicke, während ich dieses Wort schreibe: neugeboren. Wir sprachen einmal darüber. Du sagtest, wir müssten neugeboren werden, doch du verstündest noch nicht, was damit gemeint sei, du ahntest es erst. Es hieße gewiss: zurücklassen, was uns hindert, Wichtigeres zu tun, zu erfüllen. Es hieße, einen neuen Platz einzunehmen, Neues zu gewinnen, Wesentliches. Doch du wüsstest noch nicht, wo dies zu finden sei. Dann lächeltest du und sagtest: »Wir müssen weiter leben und es nicht vergessen.«

Der Gedanke an dich schmerzt immer noch. Wie könnte es auch anders sein. Doch - ich denke wieder! Ich spüre den Schmerz. Er ist nicht mehr diese unhörbare, stets gegenwärtige Hintergrundmelodie. Bilder kommen und gehen und ich kann sie rufen oder zurückweisen. Ich fühle die Wärme der Sonne, ich weiß um sie. Ich sehe das Meer, das weite, wogende Meer, den Horizont, die Zone der scheinbaren Begegnung. Und ich schreibe!

Sprache ist ein Geschenk! Ein kostbares Geschenk. Ich brauche sie mehr als ich ahnte. Sie ist eine Wohltat, eine Befreiung, eine Erlösung. Ein überaus feines Instrument.

Ich werde sie üben, gewissenhaft, in mich hörend, forschend, ausdrückend, geräuschlos - schreibend. Ich werde überdies laut sprechen. Als ich am Morgen aus dem Meer stieg, die Hütte und die roten Klippen vor meinem Blick, drängte sich das Wort Itacurussá über meine Lippen. Ich spreche es unwillkürlich laut aus: Itacurussá! Es klang zusammen mit dem Rauschen des Meeres, mit dem Rascheln der Palmenblätter, mit allem Jetzt und mit dem Damals, dem Früher einmal. Ich werde manchmal laut sprechen, auch wenn keiner da ist, der mich verstehen kann.

Ohne Bedauern habe ich alles hinter mir gelassen und alle Brücken abgebrochen.

Es war kein unüberlegter und kein spontaner Entschluss. Erst im Zurückblicken bemerke ich, dass er bald nach deinem plötzlichen Tod, mir noch unbewusst, heranzureifen begann. Mein Leben war aus dem Gleichmaß geraten. Es spielte sich nur mehr im Außerhalb ab, an der Peripherie. Das Innen war verlorengegangen.

Ich hatte mich in meinen Beruf geflüchtet, aber ich wusste nicht, dass es eine Flucht war. Ich war rastlos, ruhelos geworden. Bis zu jenem Tag in irgendeiner Stadt. War es Paris, New York, Wien? Ich weiß es nicht mehr.

Es war Mittagszeit. Ich war in den Sog vorwärtsdrängender Menschen geraten. Neben dem Gehsteig lärmten die Autos, stauten sich, fuhren wieder an. Rechts lag ein großer Gebäudekomplex, durch einen Grünstreifen und eine kniehohe Mauer vom Gehsteig und den weiterhastenden Menschen getrennt.

Plötzlich sah ich ihn. Er lag unmittelbar neben mir auf der kniehohen Mauer neben uns, den Eiligen. Er lag ausgestreckt in der gelösten Haltung eines Schlafenden. Sein Kopf ruhte auf dem Beton der Mauer. Ich wurde weitergedrängt. Keiner blieb stehen. Kaum einer sah ihn an. An der Straßenecke bei der Ampel kehrte ich um und bahnte mir einen Weg zurück.

Sein braunes Haar war lang, gelockt, nicht ungepflegt. Ich hatte erwartet, dass seine Augen geschlossen sein würden. Doch sie waren einen Spalt weit geöffnet. Er lächelte wie ein glückliches Kind. Er nahm den Lärm nicht wahr, nicht die eilenden Gestalten neben sich, auch nicht meinen bestürzten Blick. Er hatte sich fortgestohlen in eine Welt der fremden Bilder und Töne. Nun lebte er dort für eine kurze Frist als Seiltänzer, vielleicht auch als Held, in einem zerbrechlichen Scheinglück, aus dem er herausfallen musste wie aus einer geplatzten Seifenblase.

Ich schämte mich, ihm in die halb offenen Augen zu schauen. Ich wandte mich ab. Aber nach ein paar Schritten blieb ich wieder stehen und sah zu ihm zurück. Er bewegte den Kopf als lausche er. Er hob die Hand und ließ sie wieder sinken. Dann lag er ruhig, entrückt, unberührt vom Außerhalb.

Was mochte ihn bewogen haben, diese Tür aufzustoßen und über die verhängnisvolle Schwelle zu treten? Was hoffte er zu gewinnen? Glück? Etwas Neues, noch nie Erlebtes? Oder - Vergessen? War er auf der Flucht und wusste nicht, dass dieser Weg an den Abgrund führt? Dass er auf diese Weise keine Erfahrung gewinnt, die ihm weiterhelfen kann? Oder wusste er und tat es doch?

Ich lehnte mich unweit von ihm an die kniehohe Mauer, beobachtete ihn und die Vorbeihastenden. Kaum einer sah zu ihm hin.

Nur ab und zu traf ihn ein flüchtiger Blick, und ein peinlicher Ausdruck huschte über das Gesicht des Eiligen; wieder ein Fixer, der hier seinen Rausch ausschließte.

Als ich am Spätnachmittag vorbeikam, lag er nicht mehr dort. Er war fort. Hatte ich etwas anderes erwartet?

In der Nacht nach diesem Tag machte ich mir meine Lage schonungslos klar. Am Morgen stand mein Entschluss fest: neu beginnen. Irgendwo. Um zur Klarheit zu kommen. Noch wusste ich nicht wo und wie.

Nun bin ich hier. Ein Unwissender. Ein Flüchtling auf einer Insel. Besitzer einer Fischerhütte in einer mir fremden Welt. In einer Welt ohne Menschen.

Es ist ein Wagnis, ich weiß es. Ich weiß nicht, wohin es mich führen wird. Es erscheint mir als Chance. Ich will erfahren, was Leben ist. Was Gleichmaß ist, worin es begründet liegt. Ich besaß es früher ohne zu wissen. Musste ich es deshalb verlieren? Ich will erleben, wie Natur lebt. Sie ist von Leben erfüllt. Seit Jahrmilliarden ereignet



sich dieses Leben erfolgreich ohne Gleichen. Ich will es beobachten, belauschen, erleben, ohne vorgefasste Meinung und mit nur geringen Kenntnissen. Ich kenne keine andere Möglichkeit, der ich voll vertrauen könnte. Ich sehne mich nach Lebendigkeit, nach dem Gegenteil von Schein! Nach Wärme, nach Nähe - nach Sinn.

Ich muss erst sehen lernen. Geduldig, in voller Zuwendung, aufmerksam, ohne Unruhe und Eile. Ich erlebe es: Sehen ist nicht nur Tätigkeit des Gesichtssinns - Sehen bezieht mich selbst, meinen inneren Bezirk mit ein.

Ich bin daran, sehen zu lernen.

Immer wieder ziehen mich die roten Klippen über der Brandung an. Sie beenden den langen, glitzernden Strand, über den wir damals, vom Festland kommend, wanderten. In Meeresnähe ist der Strand hart wie Asphalt, wir hinterließen kaum Spuren. Auf einmal schien die Insel zu Ende zu sein. Eine Sperre aus rotem Gestein baut sich, von der Anhöhe kommend, ins Meer hinein auf: Itacurussá! Es ist ein indianisches Wort.

Die Flut stieg, wie sie jetzt vor meinen Augen aufsteigt. In langen Kämmen tost das Meer heran, wie eine Front anstürmender, weißer Rosse. Aber nur drüben rennt es gegen den Fels an, hoch aufspritzend und schäumend. Unten, zu meinen Füßen, verläuft es zahm in zahlreichen Rinnen und Kanälen, die sich in immer wiederkehrender Begegnung ausgewaschen haben.

Bizarr verklüftet sind die Felsen. Zerrissen, gespaltet, zersägt. So scharf, dass man zögert, den Fuß auf sie zu setzen, und so morsch, dass sie oft genug unter den Tritten abbröckeln. Tiefe, meist kreisrunde Mulden sind ausgefräst. In ihnen hält sich das Wasser auch bei Ebbe, und ihr Grund ist von zerbrochenen Muschelschalen bedeckt. Oft tummeln sich Meerasseln dort unten. Die Scharen schwarzschaliger Muscheln am roten Fels sind regungslos. Auch die Seepocken haben die Haustüren geschlossen.

Unlängst habe ich im Kehrriemenstreifen der Flut ein faustgroßes Nest Seepockenschalen gefunden, ein höchst kunstvolles Gebilde aus neben- und übereinander sitzenden altrosa gefärbten Gehäusen, manche so groß wie Mirabellen, die kleinsten Millimeter im Durchmesser. Ungeniert hatten sich die kleinen auf den großen angesiedelt. Jedes Gehäuse ist fein ziseliert. Aber sie waren leer. Ihre Erbauer und Bewohner lebten nicht mehr. Durch die runden Öffnungen am oberen Pol kann man ins weiße, glattrandige Innere sehen. Manche waren mit Sand gefüllt.

Die Felsen selbst sind genarbt und gemasert wie Holz und durch das Meer gehobelt und geschliffen. Da und dort sind rosa Quarzadern eingelagert. Glänzend durchziehen sie das rote, matte Gestein.

Mit ansteigender Flut verändern die roten Klippen ihre Färbung. Sie ergrünen, wo sie vom anbrandenden Meer benetzt werden!

Ich versäume keine Gelegenheit, diesem seltsamen Spiel zuzusehen. Es mutet wie ein Zauber an. Wie mag dieser Farbenwechsel auf die schweifenden Indianer gewirkt haben, die vor langer Zeit den roten Klippen den fremden Namen gaben? Wussten sie, dass das mit der Flut wiederkehrende Meer zahllose winzige Lebewesen, Algen, aus dem Schlaf erweckt? Wieder aktiv werdend, ergrünen sie, und damit werden die roten Felsen für ein paar Stunden grün. Auch wenn man diesen Farbenwechsel deuten kann, ist er unwirklich, geheimnisvoll.

Die skurrile Miniaturlandschaft der roten Felsen ist eine höchst veränderliche Welt für sich. Das anbrandende oder zurückweichende Meer, das unterschiedlich einfallende Licht, Sturm oder Windstille, selbst ein besonderer Duft verwandeln sie unausgesetzt.

Die Sonne steht tief. Dunkle Schatten breiten sich über Spalten und Mulden im roten Gestein. Bald kommt die Nacht.

Keine Stunde ist hier bedeutungslos.

In der vergangenen Nacht leuchteten die Sterne in einer offensichtlich selbst für hier ungewöhnlichen Intensität. Ich verschob das Schlafen von Stunde zu Stunde. Vor meiner Hütte sitzend, hatte ich einen funkelnden Himmel über und ein leise bewegtes Meer vor mir, auf dem der Widerschein der Sterne metallisch aufglänzte und in unruhigen Lachen schwamm.

Manche Sterne flimmerten farbig: grünblau - orangegold - rot - gelbgold - blau. Sie strahlten in zuckendem Wechselschein, sprühten farbig.

Andere leuchteten gold und stetig.

Es war ein großartiges Schauspiel.

Ich sah das Kreuz des Südens wandern. Ich kenne nur wenige der fremden Sternbilder und kann kaum einen Stern mit Namen nennen. Aber in der letzten Nacht zählten Namen nicht. Der Himmel war eine namenlose, eine unbeschreibliche Pracht. Ihre Auswirkung war eine weite Harmonie, alles löste sich, und nur mehr das Wesentliche hatte Bestand. Noch nie habe ich einen solchen umfassenden Frieden empfunden.

Am frühen Morgen hing die schmale Mondsichel direkt über Itacurussá. Und sie leuchtete. Sie leuchtete, dass ich den Blick nicht von ihr zu wenden vermochte.

Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht irgendwo am Strand sitze und hinausschaue auf das Meer. Dann sind die Stunden zeitlos wie ich es noch nie erlebt habe. Es fällt mir schwer, etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Es geschieht nichts Greifbares. Und doch fühle ich mich zunehmend bereichert.

Immer wieder fesseln mich die wogenden, rollenden Bewegungen des Meeres, die sich wandelnden Formen und Farben. Ich kannte das Meer nur von kurzen Aufenthalten, ich habe bisher fern vom Meer gelebt. Nun gehört es zu meinen Tagen und Nächten. Es ist Bestandteil meines Lebens geworden, ein ganz neuer Bestandteil. Es lenkt meine Aufmerksamkeit zwingend auf sich.

Das Meer ist veränderlich. Sanft wogend und weit, und man kann kaum wahrnehmen, wo es endet und wo der Himmel beginnt. Bewegter, dann gleicht seine Oberfläche einem frisch gepflügten Acker, dessen Furchen sich in unentwegter Veränderung befinden. Noch aktiver geworden, krönt es seine Wellen bis zum fernen Horizont mit weißer Gischt, mit tanzendem Schaum.

Jetzt ist es weit draußen dunkelblau, leicht wogend unter einem seidenblauen hohen Himmel. Sich dem hellgelben Sandstrand entgegenbewegend, auf dem ich schreibend sitze, wird es blaugrün, eisklar und stellt näherrollend die Glasmauern seiner Wogen auf! Sie stehen nur ganz kurze Zeit. Bald schießen nachdrängende Wasser aufbrüllend über sie, so ungestüm, dass sie gischtend nacheinander zusammenbrechen! Und sich im gleichen Augenblick neu zusammenschließen zu langen weißen, anlaufenden Kämmen, vier, fünf hintereinander, und jeder Kamm brodelte im Näherkommen, als koche er! Und jede gischtende Woge brüllt, weil ihre geballte Kraft sie nicht lautlos bleiben lässt!

Zuletzt schütten sie sich aufplätschernd und zahm auf den Strand. Schaumwellen rinnen zurück ins Meer. Aber schon ein paar Atemzüge später rollen brausend und gischtend die nächsten langen Kämmen an, ungeformte Reste weiterer überrollter, zusammengebrochener, eisklarer Glasmauern, und fressen mit Mäulern voll gischtweißer Zähne den vom Strand ins Meer zurückrinnenden Schaum.

Unentwegt bewegt sich das Meer, die Luft mit rhythmischem Brausen, mit Brüllen und Tosen füllend. Dabei bildet sich ein Schleier aus Wasserstaub. Er weht, mehr spür- als sichtbar, über mich hinweg.

Es ist Gezeitenwechsel. Langsam zieht sich das Meer zurück. Manchmal noch erreicht es die Kehrichtkurve der letzten Flut und die am weitesten vorgedrungenen Pflanzen der niedrigen Strandbewachsung. Deren dicke, ockerfarbene, kriechende Stängel mit den geblähten, sukkulentenähnlichen Blättern sind tropfnass und durch das weichende Meer streng gekämmt. Ich werde nicht müde zu schauen, zu hören, tausend Gerüche einzusatmen!

José warnte mich. Bei Itacurussá sei das Meer oft wild und unberechenbar. Das käme durch die Klippen und die Strömung der Barra, der Engstelle zwischen den Inseln draußen im Meer; eine von ihnen trägt den Leuchtturm. Von hier sind sie wahrzunehmen. Bei Ebbe entstünde oft ein gefährlicher Sog. Vor ihm müsste ich mich hüten.

Ich bade hier nur, wenn die Flut ansteigt. Dann drückt das Wasser steif gegen das Land. Ich vermag seinen Druck nur schräg gegen die Wellen zu überwinden. Versuche ich geradewegs ins Meer zu gehen, zwingt es mich bald, hilflos auf der Stelle zu treten.

Das Rauschen des Meeres reißt so wenig ab wie das Pochen meines Herzens. Es kann leise sein wie der Atem eines Schlafenden. Doch immer ist es zu vernehmen. Nachts begleitet es meine Träume und meine Gedanken. Es schläfert mich ein wie ein Wiegenlied. Es wiegt mich in seinem Rhythmus, und was es mir mitteilt, fällt durch das Gitter meines Verstandes tief in mich hinab.

Gestern ahnte ich nicht, dass mir schon die nächste Nacht neue Eindrücke vom Meer bringen würde.

Ich erwachte jäh, aus tiefem Schlaf gerissen, gegen Mitternacht. Zuerst fand ich mich nicht zurecht. Dröhnen und Brausen hüllten mich ein. Starr lag ich und lauschte. Ich öffnete die Augen. Und sah nichts als Dunkelheit. Ein Gedanke durchzuckte mich: Ist das die Hölle? Im nächsten Augenblick begriff ich: das ist Sturm! Das Meer tobt!

Ich sprang auf und stürzte zur Tür. Ich vernahm das Stampfen der Wogen. Ich sah nur ungewisse Bewegungen, die Nacht war stockdunkel. Es war die Zeit der Flut, und der Sturm peitschte die anrauschenden Wassermassen gegen das Land. Würden sie mich erreichen? Hier, bei der Hütte?

Breitbeinig stand ich da, alle Sinne gespannt, ich spürte, wie alles in mir einem Alarmruf gehorchte. Meine Hände waren geballt. Ich gewahrte es erst, als sich die Nägel schmerzhaft ins Fleisch bohrten. Ich keuchte. Gewaltsam zwang ich mich zur Ruhe. Sturm und Flut, dachte ich, du kannst nichts tun. Wenn du vor dem Wasser fliehen willst, tu es beizeiten, sonst kannst du die Felsen nicht mehr erreichen, deine einzige Chance, wenn du weg musst von hier.

Jäh ließen die Wolken kurz den Schein des Mondes durch. Er beleuchtete das Toben des aufgepeitschten Meeres. Tastend wagte ich mich ein paar Schritte vor. Das Meer kochte, das Wasser toste, bäumte sich auf, stürzte, Fontänen flogen hoch, Wassersäulen kreiselten und fielen in sich zusammen. Gebannt starrte ich auf dieses Schauspiel. Wogen schossen auf mich zu. Aber sie erreichten mich nicht. Noch spielte sich der Aufruhr unter mir ab. Es erschien mir fraglich, dass die Flut noch höher

ansteigen würde. Hatte nicht auch José gesagt: Hier ist die Hütte sicher, selbst eine Sturmflut erreicht sie nicht?

Das Mondlicht verschwand und kam wieder. Die halbe Nacht stand ich vor der Hütte. Unvermindert heftig fauchte der Sturm. Er jagte mich zurück, sooft ich mich weiter vorzutasten versuchte. Er riss mir den Atem vom Mund, stand gegen mich wie eine feste, vibrierende Wand. Bald war es aussichtslos geworden, den Platz auf den Felsen noch erreichen zu wollen.

Als ich gewiss war, dass die Flut nicht mehr höher ansteigen würde, klang der Alarm in mir ab. Ich wurde zum Zuschauer. Wenngleich auf der Hut. Pausenlos veränderte sich die Welt um mich. Sobald der Mond hinter den Wolken verschwunden war, lauschte ich auf den wilden Gesang von Wasser und Sturm, auf den Chor, der meine Ohren füllte, der mich taub machte für jeden anderen Laut. Einmal flog ein Gegenstand knapp vor mir durch die Luft. Ich konnte nicht erkennen, ob es ein Vogelkörper war, der zischend vorübersauste, oder ein Pflanzenstück, Teil eines Palmwedels, einer losgerissenen Bromelie. Wenn es wieder hell wurde und meine Augen zu sehen vermochten, tritt das Hörbare in den Hintergrund. Gischt flog. Wasser hob sich. Die Felsen waren umtost, dunkel und starr. Der Himmel wogte. Meine Blicke schweiften. Nichts sollte mir entgehen. Ich saugte den Aufruhr in mich ein.

Als es dämmrig wurde, kroch ich nass und erschöpft in die Hütte. Augenblicklich schlief ich ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand.

Ich sah, dass sich das Meer immer noch heftig bewegte. Schaumkronen tanzten. Frischer Wind zog scharf gegen das Land. Unruhe lag noch in der Luft. Der Strand war von abgerissenen Blättern bedeckt, von geknickten Zweigen und Palmwedeln. Was die Sturmflut mit vollen Armen an Land geworfen hatte, hob sich als dunkler Streifen vom hellen Sand ab, soweit ich sehen konnte. Er markierte, wie ungewöhnlich weit das Meer nachts vorgedrungen war.

Der kurze Schlaf hatte mich überraschend erfrischt. Ich ging bald daran, den Strand vor der Hütte zu säubern. Blätter und kleinere Zweige ließ ich vorerst noch liegen. Aus dem Abfallstreifen der Flut vor meiner Haustür stieg schon penetranter Geruch hoch. Es war ein hartes Stück Arbeit, dieses ineinandergeflochtene Gewirr zu entfernen. Ich zerrte und zog, hackte und schleppte, bekam im Nu Blasen an den Händen und war froh, eine scharfe Hacke und eine gute Schaufel zu besitzen.

Zwischen Tang, Zweigen und Kaktusteilen steckten alle möglichen Muschelschalen, auch Teile von faustgroßen Meeresschneckenhäusern, wie ich sie hier am Strand noch nie gefunden habe. Tote Krabben hingen dazwischen, flache Meereskrabben, die José Sirí nannte, und kleinere Fische, die wohl kein sicheres Versteck vor dem Toben

gefunden hatten. Sogar eine buntgeringelte Schlange entdeckte ich - wie mochte sie da hineingeraten sein? -, Reste eines Vogelkörpers und zerbrochene Korkscheiben, wie sie an Fischernetzen befestigt werden. Durchscheinend, rund und flach klebten gallertige Quallen aller Größen in dem Gewirr und auf dem Sand. Auch ein paar rostige Blechbüchsen und bunte Plastikstücke vergrub ich; woher waren sie angereist. Mitunter war gar nicht zu unterscheiden, woraus die zusammengedrehte, gedrückte, gestauchte Masse bestand.

Es war längst Mittag vorbei, als das Nötigste getan war. Ich aß ein paar Bananen und lag eine Weile im Schatten. Geier kreisten. Für sie war heute überall der Tisch gedeckt.

Ich schlief ein, die Arbeit hatte mich doch müde gemacht, ich bin zu wenig trainiert. Aber ich wachte bald wieder auf. Der Schatten der Hütte war nur wenig weitergerückt. Als ich mich aufsetzte, spürte ich wieder den stetigen Windzug.

Ich wanderte hart an den Wellen den Strand entlang zur Lagune. Es tat gut, gleichmäßig ausschreiten zu können. Allmählich klang in mir die gespannte, vibrierende Unruhe ab. Ich begann mich zu freuen, ließ die Arme schwingen im Rhythmus meiner Schritte. Wie schön, dass ich hier unbekümmert sein kann, unbehelligt von Blicken! Ich kam an ein paar Krabbenlöchern vorüber, um sie herum waren feine Krakelspuren in den Sand gedrückt. Ich setzte mich in ihre Nähe. Krabben sind die Clowns meiner stillen Stunden. Bald kamen sie zum Vorschein. In jedem Loch wurde eine sandfarbene sichtbar. Zögernd tauchten sie herauf, klappten ruckartig die beiden gestielten schwarzen Augen vor, tasteten sich aus den Löchern heraus auf den Sand. Ich rührte mich nicht. Die eine entfernte sich von ihrer Haustür, hochbeinig seitwärts schreitend, die zweite, ein paar Meter entfernte, tat einige vorsichtige Schritte wie sie. Die beiden weiteren hockten, die vorderen Scheren auf den Boden gestützt, neben ihren Löchern und warteten ab.

Schließlich erhob ich mich. Blitzartig sausten drei zu ihren Löchern zurück, kippten schleunigst seitwärts in sie hinein, waren weg. Die vierte sandfarbene flitzte rettungssuchend ins Meer und war verschwunden.

Drei weiße Reiher flogen auf. Ich sah ihnen nach, bis sie weit vorn wieder einfielen. Ihr Flug ist mühelos ausgreifend, elegant.

Dann bemerkte ich eine Ansammlung großer Möwen und Geier, schwarzer Urubús. Als ich mich näherte, flogen die Möwen aufgebracht kreischend auf und strichen ab. Die Geier hockten am Boden, ungerührt, hackten und würgten. Es mochte dort ein größerer Fisch an Land geworfen worden sein, den sie erspäht hatten. Sie ließen mich bis auf etwa 30 Schritte herankommen, zuletzt aufgerichtet, schwarz, groß, mit nackten grauen Hälsen und Köpfen und mit scharf blickenden Augen. Dann liefen sie weg mit wehenden Flügeln.